

Krisis an dem Dresdener Staatstheater.

Unser Korrespondent schreibt aus Dresden:

Der Protest der Künstlerchaft gegen die fälschliche Regierung ist von grundsätzlicher Bedeutung. Der als Intendant berufene Dr. Meißner aus Jülich wurde bei Beginn der Spielzeit nicht als Intendant, sondern als Verwaltungsdirektor von der Regierung eingesetzt. So hat Dresden wieder einen Beamten mehr, aber keinen künstlerischen Intendanten mit Verantwortlichkeit. Operndirektor Karl Scheidemann ging ähnlich, ohne daß man ihn verabschiedet hätte. Jetzt ist der ehemalige hochberühmte Sänger, der sein Haus und seine Schülerstadt in Weimar bei seiner Berufung ausgab, darauf angewiesen, erneut Gefängnisstrafe zu erleiden. Auch die Entlassungsgeschichte Dr. Meißners bürgt für seine Unfähigkeit. Was ging vor, daß man ihm seine Verträge beschneidet? Daß man einen verdienten Künstler wie Operndirektor Karl Scheidemann ohne Weiteres entläßt? Die unabhängige Regierung in Sachsen mit Minister Meißner an der Spitze ist während der Ferien der Künstler an der Spitze ohne daß diese dazu Stellung nehmen konnten. Eine Neuordnung der Staatstheater. Die Entlassung und Proteste der Künstler rufen sich nicht gegen die Person des neuen Intendanten, sondern gegen die Regierung, die mit der Künstlerchaft umspringt, als handle es sich um die Befehle eines Schreiberknechtes. Die Künstlerchaft hat bindende Erklärungen durch Minister Rud erhalten über das Vorschlagsrecht und die Mitspracherecht bei einschneidender Neuorganisation der Theater. Nun liegt sie sich übergeben. Schauspielere Paul Wiede, der während seiner einjährigen Leitung das Staatstheater auf stolze Höhe brachte und Entlassungsgeldleistungen empfing, der einmündig von seiner Künstlerchaft gemißbilligt und von der Regierung mit Wohlgefallen angefaßt wurde, sollte plötzlich gehen. Die Regierung drohte mit Entlassung. Nun nimmt die gesamte Künstlerchaft gegen diesen Verabschiedungs-Befehl. Sie ist entschlossen, den Meißner zu weizen und stellt ihre Leistungen aufs Spiel zu setzen, wenn ihren Verträgen die Macht, Menschenwürde und Künstlerchaft nicht von der Regierung genug gesamt wird. Sie verlangt, daß Schauspielere Paul Wiede im Interesse des Intimus bleibt, daß seine Rechte nicht beschritten werden, und daß nichtschändliche geheimräudische und ministerielle Ketzerei in Zukunft in künstlerischen Dingen nicht zu befehlen hätten. Ihre Forderungen widersprechen nicht dem früheren Intendantensystem. Die Regierung launte ein. Eine beide Seiten befehdigende Lösung steht in Aussicht.

Vor der Hundegarderobe.

Von
Georg Streifler - Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt in Berlin einen neuen Treffpunkt der sogenannten guten Gesellschaft. Beste Gelegenheit zum Sichentlernen! Und das ist ein Augenblick Gebuld, bitte. Deutungsgehalt zum Besonderen auch der Beiz eines kleinen Schöpfungsgeschichts mit niedlicher Romanze. Sie kann übrigens auch blau, grün oder violett sein. Eine Dame, die jetzt nicht so ein vierbeiniges, behaartes oder gefahrenes, kurzes, weißes Etwas hinter sich her zieht oder von ihm gezogen wird, kann daher kaum Anspruch erheben, zur feinen Welt oder zumindest zur halbfein geränzt zu werden. Zweifellos haben es im neuen freien Deutschland die Hunde am schlechtesten. Trotzdem sie hohe Steuern bezahlen, werden sie auf jede Weise in ihrer Bewegungsfreiheit

und der Getränke, und der Jolle nach Möglichkeit zu mildern. Auch die Präfekten samt ihrem Sekretariat nahen er bei der Gouten; und beschneidet ihnen ihren allmählichen, allumfassenden Einfluß, soweit sein Arm irgend reicht.

Daß eine derartige volksfreundliche, gradlinige Tätigkeit der höchsten Kammer und ihren allerorten sich spreizenden Botterbuben unangenehm war und ihnen wie ein tiefer Nimmhauch aus himmellarer Bergeshöhe auf die Nerven fallen mußte, läßt sich denken, und es bedurfte des wiederholten persönlichen Eintretens Meiers, des obersten Leiters der Finanzen, dem schwer Bedrängten die Gant des Königs, an die Zen und Mächten aller maßgebenden Persönlichkeiten wie an eine Flanellkarte gefesselt war, zu erhalten.

Im diesem laedertigen Dienna abzugeben, hat sich ein Kinotheater am Kurfürstendamm, dem Korso der eleganten Welt und demnach auch der Hunde, entschlossen. Hunde für die Dauer der Vorbereitung gegen Entrichtung der üblichen Gebühr als Garberobende aufzunehmen. Man hängt ihnen eine Marke um den Hals, die sich mit der Nummer des abgehenden Sitzes oder Quers deckt, und läßt im übrigen den kleinen Käfigen innerhalb der Garberobe volle Bewegungsfreiheit. Trennung der Geschlechter erfolgt nicht. So zuzugehen: Familienbild! Daß es dabei nicht ganz windstill zugeht, kann man sich denken. Oft muß der Herr Geschäftsführer von den vergewaltigten Garberoberinnen aus seinem Büro geholt werden, um Ruhe zu stiften und die Hündchen auf die befehlende Hausordnung aufmerksam zu machen. Wichtig los geht es aber erst nach Schluß der Vorbereitung, wenn die verführerischen „Frauchen“ zur Kleiderablage stürzen, um ihre Liebste abzugeben. Er erfüllt ein williges Freuden- und Wiedersehensgefühl die ganzen Räume. Man bellt, winzelt, frunzt in allen Tonarten. Biersack haben sich die Hunde bei der früheren Rauferei ihrer Marken entledigt. Verwirrung! Die Garberoberinnen sind verzecht. Man beginnt also bei Namen zu rufen: „Bobby! Dobby! Schnuddelchen! Muggi! Heggel! Wau! Wau!“

Und da geschieht es mitunter, daß ein Herr sich anerkennen glaubt, betroffen stehen bleibt, sich umwendet. Und wenn es eine hübsche Dame ist, so neigt er sich, die günstige Gelegenheit benützend, ihr zu flüstern: „Ach Fräulein, haben Sie vielleicht mir gemeint?“

Und in der Folge ergibt ein Wort das andere. Und schließlich hat „Frauchen“ einen Mann an der Leine und den anderen am Arm, woraus zu schließen ist, daß eine Hundegarderobe auch höheren Zwecken dienen kann.

Des Grafen d'Arras Ende.

Von
Aboli Kaffai

(Nachdruck verboten.)

Einer der tätigen, unüchtligen und liberalsten Verwaltungsmännern unter Ludwig XVI. war der Graf d'Arras, Intendant der Provinz Orleans. In dem großen, überreichen Wohlrat der Beamtenmilieu, Beihilflichkeit, Kauflichkeit und Geschäftsintrigkeit fand er einmal und groß wie ein Feld vor der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Er trat nicht davon zurück, auch bei der Kammer gegen die vielleicht mächtigste Behörde seines Landes, die Magistratur, den durch Kauf und Berechnung so fast unumschränkten Machtbesitzungen gelangten Richterstand, sowie gegen unübersehbare persönliches Treiben ein einer Richter aufzunehmen. Den Etuapepieren und ihren Beamtenheeren, diesen Willkürern am Körper des schwer schaffenden Volkes, sah er scharf auf die Finger, und war redlich und unausgesetzt besorgt und bemüht, die unüchtligen Härten der indirekten Besteuerung, insbesondere des Salzes

und der Getränke, und der Jolle nach Möglichkeit zu mildern. Auch die Präfekten samt ihrem Sekretariat nahen er bei der Gouten; und beschneidet ihnen ihren allmählichen, allumfassenden Einfluß, soweit sein Arm irgend reicht.

Daß eine derartige volksfreundliche, gradlinige Tätigkeit der höchsten Kammer und ihren allerorten sich spreizenden Botterbuben unangenehm war und ihnen wie ein tiefer Nimmhauch aus himmellarer Bergeshöhe auf die Nerven fallen mußte, läßt sich denken, und es bedurfte des wiederholten persönlichen Eintretens Meiers, des obersten Leiters der Finanzen, dem schwer Bedrängten die Gant des Königs, an die Zen und Mächten aller maßgebenden Persönlichkeiten wie an eine Flanellkarte gefesselt war, zu erhalten.

Ja, als eines Nachts, nach einem glanzvollen Fest in den Tuileries, im Kronrat beschloffen worden war, d'Arras nicht nur seines Amtes zu entsetzen, sondern ihn vermittelst der üblichen Letzte der Kaiser als Staatsgefangenen in die Bastille abzuführen, konnte Meier, der trotz seiner überragenden Geschäftstätigkeit dieser Kabinetsverschwörung nicht angehörte, d. h. nicht willfähriger Minister war, ihn nur dadurch vor solch einem dem Gesicht beunruhigt, daß er dem Gewicht des Kronratsbeschlusses das seiner Persönlichkeit entgegenstellte und mit der Elimination des Intendanten den eigenen Rücktritt verband. Und der Erfolg war auf seiner Seite.

d'Arras sah aber wohl ein, daß auch redliches Bemühen nicht mehr imlande war, aus dem allgemeinen Chaos einer lebensfähigen Rosmos zu gestalten, und deshalb zog er sich, als der Revolutionensturm seinen vorausdellenden Wirbel hexantartig durch die Lande jagte, freiwillig von seinem Amt zurück.

Er lebte fortan auf seinem Landgute in der Nähe von Blois, seiner Familie und seinen künstlerischen Neigungen. Aber wie es im Leben zugeht: dem Guten ist es nicht gegeben, die Schicksaligkeit, an die Gemeinheit in der Menschennatur zu glauben und damit zu rechnen. d'Arras hatte nur einmal in seinem Leben die große Passion der gesellschaftlichen Erkennen, er hatte, aufrichtig und gutgemeint bis in die Wurzel seines Wesens, die Geliebte, eine dunkle, verführerisch schön Südfranzösin, zu seiner Frau gemacht. Er glaubte sich wieder geliebt und dachte auch nicht entfernt daran, daß er eine Heide zur Lebensgenossin erlösen hatte, und daß sein von ihm wie ein Himmelsengel geliebtes neunzehnjähriges Tochterchen einer benachbarten Gutsbesitzer zum Vater hatte. Während keine amtlichen Tätigkeiten, die ihn vielfach zu Dienstreisen zwang hatte seine schöne Suzanne ausgiebige Gelegenheiten gehabt ihren zigeunerhaft wilden Trieben vollste Befriedigung zu verschaffen. Und als nun die dauernde Anwesenheit ihres Mannes ihrem ferneren Verkehre mit den benachbarten Feudalherren ein Ziel setzte, verheiratete sie sich ohne Bedenken anderweitigen Erbs; sie ignorierte ihre Kunst abwechselnd dem Koch, dem Fischer und Gärtnerburden. So kam es, daß diese drei mit jenem umherliefen und einander mit eifersüchtigem Verdacht beobachteten. Sie gerieten der gemeinschaftlichen Geliebten halber wiederholt hart aneinander und es war einmüde nach daran, daß die Liebesformate mit einer tragischen Katastrophe endete. Der überlegenen Schläue und Gewandtheit der Gräfin gelang es insofern jedesmal noch rechtzeitig, die eifersüchtige Wut der Kampföhne zu dämpfen; sie bemühte sich mit wechselndem Erfolge, jeden von ihnen glauben zu machen daß er der einzige Auserwählte ihres Herzens sei.

Das dachte auch der Graf von sich. Er wählte seine Frau so maßlos treu und das Glück seines Hauses so tiefen gegnernd, daß ihm die dard Inadenfrohen, halb arzuwöhnlichen Schlangenschilder, die oft ungewollt durch die Wüste der Unterwürigkeit heruorbrachen, ganz und gar entgingen. So schritt behindert in geitelter Gesellschaft und auf den Straßen

Gefühlsdicht mit Vermissins bunten Bändern ...

Roman von
Fred Hellus.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman“, Leipzig.)
11. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Man sah — man trank. Bowsle gab's. Gott ja — Kurt dachte wohl: früher im Kasino hätte man über diese Mischung auf konzentrierter Ananas wohl mitteilig die Augen gesudt. Tempora mutantur. Heute repräsentiert diese Bowle einen Luxus, eine Testtasse — schmiedete und gab eine herrliche losgelassene Stimmung.

Eingen... Diesel sah am Klavier. „Na, wer singt? Keine falsche Scham.“

Und Kurt dröhnte: „Sont sing' ich. Dann läuft alles davon.“

Frau Dr. Wachholz ließ sich nicht lange bitten. Des „Winterlieb“ von Hemming von Kopf sang sie mit gut geschnittenem Mezzosopran.

„Du denke wieder mein, auf daß mein Herz gesunde.“

„Bild mich noch einmal an, daß heil' die alte Wunde.“

„Kurt, der Trummer, sann. Die weiche Stimme erregte sein Blut. Die schlanken, graziösen Linien des Frauenkörpers vor ihm täuschten ihn plötzlich über Zeit und Ort. Wie Sterne, die tief in die Seele krachten, sah er erulend deutlich wieder die Madonnenaugen einer Liebsten, vornehmnen Frau.

Herrgott, dieser Spul... Diese verhegte Dresdener Nacht...“

„Lüße meinen Mund, daß selbst ein Gott mich rede, Breit' keine Arme aus, daß nie mein Frühling scheide.“

Das Lied war aus. Ein tiefer Seufzer klang. Die Damen ringsum lachten auf.

„Nunache... wo oina dieses Herzensstöhnen...“

Muttchen, die heute wieder einmal vergnügt auf dem Sofa thronte, die lieben, arbeitsamen Hände über der Brust verdrängt, hatte es gefragt.

„D weh...“ Der erlöschende Trummer lachte mit. „Unabhängig Frau, das war mein Kompliment für Ihren Gesang. Unbestimmbare Herzenssehnsucht weckte er vom Schlaf.“

„Tann wirken wir mal für ihr Recht.“ Die Hausfrau stand auf. „Jeder will wissen, woran er im nächsten Jahr damit ist. Also mal schnell das Orakel befragt. Wir giesen jetzt Blei.“

Derbert Wege brachte Spiritusfischer, Löffel, Weisfäßen und eine Wasserflasche. Tann ging es las.

Ringe und Untiere bjaereller Form wurden erzeugt. Wer war so fähig, diese Muffen mit irgend einem Gegenstand oder Begriff des menschlichen Lebens in verlässliche Beziehung zu bringen? Aber der Wunsch wurde auch hier in bemerkenswerter Weise Vater der Gedanken.

Muttchen fand in dieser Kunst obenan. Kart-nlegen, Patience-spielen und Weisfäßen waren ihre Schwärmerei. Sie überließ sich auch heute in den gewöhnlichen Teutungen. Wätschfäßen, Panosel, Blumenkränze als der Freunde Symbol, Geldebeutel, behangen mit hundert silbernen Talern, forment sich da zischend im Wasser für ihre Phantastie.

Und als Kurt mit gewaltigem Schwupp ein grädeliches Ungetüm gab — nicht Fisch, nicht Vogel war's — fand sie gemeinsam mit ihrem Wätsch-Angaren — der Frau von Webern — auch die beiden Problem gegenüber Rat.

„Ein Schiff — ein Herz daran, ein Anker daran“, orakelte sie froh.

„Tann kann's nicht sein“, lächelte Kurt mit gutmütigem Spott.

Und das Glück schüttelte seine Symbole im Kreise ringsum.

Derberten, der Primaner verfolgte mit anerkennender Gewissenhaftigkeit die Uhr. Ein walres Glück, daß hätte das neue Jahr Muttchen wohl gar bei alterhand vögrilligen Wägröperentüchchen betroffen.

„Tante, mach Schluss! Jehu Minuten bis zwölf!“

„Tann also die Gläser gefüllt!“ bat die Hausfrau. Und nun schlug es zwölf...“

Der große Augenblick voll Feierlichkeit und Bedeutung war da. Das alte Jahr schied. Was würde das neue bringen? ...

Vorkünftig brachte es Gläserlingen, Umarmungen, Küße und Tränen. Ein frohliches, herzliches „Prosit Neujahr!“

Den älteren Damen waren die Augen naß. Sie umarmten und küßten sich. Als tände man an einer Entschigungsstunde des Lebens.

Unter der jungen Welt gab es herzlichen Händedruck. Zinniges Aug-in-Auge-Sehen. Ein helles, klares Gläserlingen. Gläudau...“

Kurt war an das Fenster getreten. Er sah nicht auf die Straße hinab. Lauter, tobender Neujahrstrübel klang von dort. Er sah noch oben zu dem schwarzen geheimnistollen Himmel der Nacht.

Was lag für ihn gebettet im Schoße des neuen Jahres? Für sie — die Lieben dahim, Mutter und Schwester? Für die in Nachsicht und Selbsthuth taumelnde Welt? Seine Hand umschloß noch immer das so rätselhaft gefornete Klumpchen aus Blei.

„Ein Schiff — ein Herz daran, ein Anker daran...“ Würde die Augenweinheit des heutigen Monats recht behalten?

„Ich hab's in der Hand“ — dachte er sich. Er wart den Kopf in den Nacken und drehte sich herum. In das Zimmer hinein zu den Menschen, über denen noch immer ein wenig die Weige der Stunde schwebte.

Da traf sein Blick auf Muttchen. Das gedrückte Gesicht und die Augen, sah sie und sann. In den tiefen Augen war noch die Träne der Führung von dem Beglücklichen vorher. Jährlich nicht sie ihrem Jungen nun zu.

Ein festes, moerbrüchliches Gelöbnis auf Mutterjorge, Mutterliebe und Muttertreue war dieses Nicken. Da wußte es Kurt: Wodte kommen, was wollte — der Anker war da und hielt fest. Er wurzelte im Mutterherzen, dem zuverlässigsten Post, den es auf Erden gibt...“

